



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bercht, A.: Soldatenbilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Soldatenbilder.

Von

A. Bercht.

Die Literatur muß bisweilen aufgeschüttelt werden, wie eine Medicinflasche. Die Kasteneintheilung, welche in der Gesellschaft so schädlich ist, ist auch den literarischen Wirkungen nachtheilig. Die kritischen Blätter Deutschlands haben namentlich diesen Fehler des Kastengeistes. Jedes schließt sich für sich selbst ab. Die wissenschaftlichen Journale ignoriren die poetische Produktion; die belletristischen bekümmern sich eben so wenig um die gelehrte. So bekommen die Leser der einen oder der andern die Welt immer nur von Einer Seite aus beleuchtet. In dieser Beziehung stehen die englischen und französischen Blätter den deutschen weit voran. Sie ziehen in ihre Kreise Alles, was der Gesellschaft angehört, denn das Wort Gesellschaft bedeutet bei ihnen nicht den Sinn, den man in Deutschland gewöhnlich darunter versteht: einen gewissen abgeschlossenen Kreis von Personen, sondern die Gesellschaft ist ihnen die ganze Masse der Gebildeten. Die deutschen Kritiker sind vielleicht gewissenhafter, als die der benachbarten Nationen. Darum besprechen sie immer nur dasjenige, was ihnen zunächst liegt, und was sie vollkommen überschauen und beurtheilen können. Aber die wahre Aufgabe der heutigen Literatur ist, alle Gebiete des Geistes und der Erfahrung aus ihrer Isolation zu reißen und einander näher zu rücken. Es gibt medicinische, rechtswissenschaftliche, naturhistorische und geschichtliche Werke, die allerdings zunächst nur den Mann von Fach interessiren sollen, von denen aber viele bei einer genauen Prüfung ein so reiches Material des allgemein Verständlichen und Ansprechenden enthalten, daß es nur des Fingergelicks bedarf, um dasselbe dem großen Publikum zuzuführen. Dieses meinten wir, indem wir sagten, man müsse die Literatur aufschütteln. Eine Zeitschrift, welche ihre Aufgabe versteht, muß sorgsam auch die ihr entlegentesten Gebiete geistiger Erzeugnisse ins Auge fassen, um dieselben dem Kreise ihrer Leser zu vermitteln, welche ihrem Stande und ihren Interessen nach ihnen sonst fern bleiben würden.

Wir gedenken unsere Leser in dem folgenden Aufsatze auf ein Feld zu führen, welches sie der Mehrzahl nach gewiß nicht betreten würden. Wir glauben mit Recht voraussetzen zu dürfen, daß ein Buch, welches den Titel: „Das Kriegswesen in Monarchien“ *) führt, im Kreise unserer Leser nur sehr wenige Hände finden wird, welche darnach greifen. Was sollen auch die strategischen Pläne und die schrecklichen Mittel der Zerstörungskunst für Menschen, welche nur Pläne für eine schöne, lebensvolle Zukunft wünschen, und Zerstörungsmittel nur gegen die Feinde des Friedens, des Fortschritts und der Humanität? Und doch haben wir in diesem Buche eine Reihe von Schilderungen gefunden, für welche wir ein allgemeines Interesse voraussetzen dürfen, da sie in raschen, frischen Zügen die Charakteristik eines Standes liefern, mit dem wir in täglichem geselligen Verkehr leben, der uns unwillkürlich durch den Ernst seines Berufs Achtung einflößt, und den wir doch nur oberflächlich kennen. Wir lassen einen Theil dieser Skizzen hier folgen.

Der Feldherr.

Von Xenophon bis Herrn G..... v....., vom Folianten bis zum Taschenformat, besitzen wir unzählige Werke, in denen gesagt ist; was ein Feldherr sein, wie er denken und handeln müsse. Betrachtet man diese Anzahl Schulmeister, die sich abmühen, einen Feldherrn zu erziehen, so sollte man glauben, mit dem Feldherrn-Almanach in der Tasche müsse es ein Leichtes sein, eine solche Stelle auszufüllen, und doch sehen wir in allen Zeiten und Jahrhunderten das Gegentheil. Ein Feldherr ist der Erwählte des Herrn, von Gott kommt ihm der Geist zu seinem erhabenen Beruf. Wissenschaft muß allerdings diesen Geist ausbilden, allein aber vermag sie nicht einen großen Feldherrn zu schaffen. Wer des heiligen Feuers in der Brust ermangelt, mag wohl den Plan zu einem Feldzug berechnen; aber er darf unter gewöhnlichen Umständen einem gebornen Feldherrn nicht gegenüber treten, sonst wird er geschlagen. Ferne von uns sei der Gedanke, uns denen anzuschließen, die über die Eigenschaften eines Feldherrn geschrieben haben. Sind solche Schriftsteller anerkannt große Männer, so sind wir, von unserer Unbedeutendheit durchdrungen, nicht anmaßend genug, ihrer Größe unsere Kleinheit zur Seite zu stellen. Sind diese Autoren jedoch nur die Affen jener großen Männer, dann wollen wir auch nicht zwischen sie

*) Aus den hinterlassenen Papieren eines deutschen Veteranen. Frankfurt a. M. Hermann'sche Buchhandlung (F. C. Sußland.)

treten, da wir Menagerien gerne aus der Ferne betrachten. Wer mag daran zweifeln, welcher Geist, welche Wissenschaft und Kenntniß eigener und fremder Kräfte dazu gehören, um im Fluge ohne langes Bestimmen und Rathziehen fremder Hülfsmittel eine strategische Berechnung zu machen, oder die vorhandene augenblicklich abzuändern? Wer sollte es nicht bekennen, daß es nur einem außerordentlichen Mann gegeben ist, mit Einem Blick ein Schlachtfeld mit all seinen Vortheilen und Nachtheilen zu beurtheilen, oder im Gewühl des Gefechtes und unter den tausend Sorgen, die eine Schlacht in dem Busen des Befehlenden erregt, jede Laune des Schicksals, jeden Fehler des Feindes zu nützen und den der eigenen Untergebenen zu verbessern? Wer würde nicht begreifen, daß dies nicht ein gewöhnlicher Geist ist, der es vermag, in einem entblößten Lande, wo jede Hilfe nur erzwungen geleistet wird, Hunderttausende zu ernähren und die unzähligen Bedürfnisse eines Heeres anzuschaffen? Wer sollte nicht Ehrfurcht haben vor dem Mann, der unter allen Umständen, im Glück wie im Unglück, durch Festigkeit des Charakters, durch seine unerschütterliche Strenge und Gerechtigkeit Tausende in Zucht und Ordnung und in den Grenzen ihrer Pflicht zu erhalten vermag? Ja der dieses selbst vermag! Wehe dem Heer, dessen General-Quartiermeister die strategischen Berechnungen macht, dessen General-Adjutant auf dem Schlachtfelde soufirt, dessen Intendant die Armee ernährt und dessen Grand-Propagandist Disciplin erhält. Werkzeuge sollen die Genannten sein, welche die Gedanken, die der Feldherr in Confulenzen auf die Leinwand wirft, ausmalen und ausführen. Darum halten wir es für eitle Thorheit, einen Feldherrn schaffen zu wollen. Nur der Schöpfer vermag dies, der das Genie erschafft, die Wissenschaft, die ihm Hülfsmittel an die Hand gibt, und die Geschichte, die ihn durch Erfahrungen belehrt. Wir wollen damit nicht sagen, daß in jenen Büchern, die vom Feldherrn handeln, nicht mancher gute Rath oder Lehre enthalten sei, die denen, die Feldherrn geworden sind, nützlich waren. Nein nur gegen die Afterspropheten wollen wir eifern, die mit anmaßendem Vornehmtum Gemeinplätze in pomphaste Phrasen einwickeln.

Ein gefeierter Schriftsteller, selbst berühmter Feldherr, sagt in seinen Grundsätzen der Strategie, Pag. VI: „Der in unsern Tagen so laut gepredigte Satz, daß der große Feldherr geboren werde, und zu seiner Vollendung keines Unterrichts bedürfe, ist einer der glänzenden Irrthümer unseres Zeitalters, womit sich die Anmaßenden,

Trägen oder Muthlosen des mühsamen Strebens nach Vollkommenheit überheben wollen."

"Das Genie wird geboren, der große Mann muß gebildet werden" ic. Wir citiren diese Stelle aus der sehr schönen Darstellung: was ein Feldherr sein und leisten müsse, wenn er seinen hohen und schweren Beruf erfüllen soll, nur deshalb, weil wir es nöthig erachten, unsere Ueberzeugung: daß ein Feldherr geboren werden müsse, gegen so hohe Autorität, als die eben citirte, zu rechtfertigen. Wir sagten oben, um ein Feldherr zu sein, bedürfe es Genie, Wissenschaft und Erfahrung; Wissenschaft allein mache den Feldherrn nicht ic. Wir wollen jetzt diesen Glauben durch die eigenen Grundsätze des genannten Werkes bekräftigen.

Strategie ist Wissenschaft, Taktik ist Kunst. Zur Wissenschaft bedarf es Beurtheilungskraft, Gedächtniß, Fleiß und Beharrlichkeit. Die Kunst verlangt Genie, um das Höhere zu erstreben. Die Wahrheit beider Sätze lehrt uns die Erfahrung, wir aber ziehen daraus folgenden Schluß. Den Feldherrn als Strategen muß die Wissenschaft, wozu wir eine genaue Kenntniß der Geschichte zählen, bilden. Den Feldherrn als Taktiker, der auf dem Schlachtfeld manövrirt, erzeugt das Genie; hier kann nur das Gewöhnliche, das Formelle, das Mathematische erlernt werden; nicht so das Ungewöhnliche, Höhere, die Inspiration.

Wir würden mit der, hoffentlich klaren, Darstellung unserer Meinung das Kapitel vom Feldherrn schließen, wenn wir nicht noch einer Schicksalsgabe, die dem Feldherrn nothwendig beivohnt, Erwähnung thun müßten. Entweder Glück oder Unglück. Das erste macht die größten Fehler wieder gut, das andere vernichtet die bestausgedachten und berechneten Pläne. Also Glück muß ein Feldherr haben, sonst kann man von ihm sagen, was im Anfang dieses Jahrhunderts ein Monarch von einem ihm nahe stehenden Feldherrn, der stets geschlagen wurde, sagte: „N. is an excellent general, but an unhappy one.“ Welche Wirkung das Glück auf die Thaten eines Feldherrn ausübe, wie dem einen die bestdurchdachten Pläne mißglücken, während dem andern die größten Fehler hingehen, ja zu Glück ausschlagen, wie einen lange glücklich gewesenem Feldherrn plötzlich das Unglück verfolgt, davon liefern uns die Kriegsbegebenheiten der neuesten Zeit, die, da ihre Hauptacteurs zum Theil noch leben, der Geschichte noch nicht verfallen sind, manche unwiderlegliche Beweise. Aber wozu führt uns die Kennt-

nist jener Beweise? Doch nicht dazu; daß sich künftig der Mann, der Talent und Kenntnisse zum Feldherrn in sich verspürt, vorerst die Frage stellen soll: werde ich auch Glück haben? Nein, solche Bedachtsamkeit läßt sich von Dem nicht befürchten, der auf dem Punkt steht, Feldherr zu werden. Entweder hat er in beschränkteren Verhältnissen schon sein Probestück gemacht, oder die Ambition leitet ihn, Alles, auch das Höchste, an den Ruhm zu setzen, womit das Glück sein Verdienst belohnen soll. Nein, vielmehr wollen wir Dem, der das Mögliche vollbracht, die höchsten Anstrengungen gemacht hat, und dem es doch nicht geglückt ist, den Rath geben, mit philosophischer Hingebung das Unabänderliche zu ertragen. Den aber, der durch Fehler von Sieg zu Sieg bis zur höchsten Würde und zum höchsten Triumph emporsteigt, den wollen wir ermahnen, daß er nicht hoffärtig werde; seinem Richter — der Geschichte — entgeht er doch nicht.

Der Divisionär und Brigadier.

Es ist nicht immer Folge, daß ein guter Obrist auch ein guter Brigade-Chef oder gar Divisionär sei. Es kann ein Obrist alles erfüllen, was wir im nächsten Kapitel von ihm fordern; er kann ein ausgezeichnetes Regiment gebildet haben, und dennoch kann er auf dem Terrain größere Truppenbewegungen nicht leiten, weil es ihm an der Lebhaftigkeit, an dem schnellen Blick fehlt, der dazu nöthig ist, um eine Division auf dem Exercierplatz, oder gar vor dem Feind zu bewegen. Wir verlangen aber, daß der Obrist auch Brigadier sein könne; wer aber eine Brigade gut kommandirt, den kann man doch unmöglich bei dem Avancement zum Divisionär übergehen. Sorgt man demnach mit der größten Strenge dafür, daß keiner Obrist werde, der diesem wichtigen Posten nicht ganz gewachsen ist, so wird sich das übrige Avancement bis zum Divisions-Kommandanten von selbst ergeben. Indessen ist der Fall immer möglich, daß man sich in einem Officier geirrt, den man zum Obrist beförderte; oder daß derselbe sich nicht weiter vervollkommenet, zu weit unfassenderem Kommando sich nicht ausgebildet habe; einem solchen darf man keine Division anvertrauen, er muß zu einer andern Stelle befördert oder pensionirt werden. Um aber hierüber stets im Klaren zu sein, ist kein besseres Mittel, als daß man die Obristen und Brigadiers stets in Thätigkeit erhält und sie viel manövriren läßt. Dort sind sie zu beobachten und gleichsam zu prüfen. Wer da nicht be-

steht, den schaffe man weg, bevor es Krieg gibt. Jederman weiß, wie wichtig oft die Stellung eines Divisionsärs im Kriege ist, wie er, wenn er selbstständig mit seiner Division agirt, ein Feldherr im verhängten Maßstab genannt werden kann; wie er da alle Branchen der Kriegskunst verstehen und nicht allein seine Division vor dem Feind gut führen, sondern auch für ihre Ernährung und Wohlfahrt sorgen muß. Wie und wo soll er dies aber lernen, wenn er im Frieden der Unthätigkeit hingegeben, nur zuweilen bei Gelegenheit eines Exercierlagers ein Kommando auf kurze Zeit erhält, wie dies in vielen Armeen bis auf den heutigen Tag geschieht?

Ohne Übung kein Meister, sagt das Sprichwort. Wenn aber der trefflichste Officier vom Obristen zum General avancirt und dadurch gleichsam ein *brevet de capitaine* erhalten kann, dann muß er, statt sich zu vervollkommen, zurückgehen. Wer da glaubt, das Kommandiren sei so leicht, ist auf dem Irrwege, es will nicht allein gelernt, es will auch geübt sein. Auch schon in dieser Beziehung haben daher diejenigen Armeen den Vorzug, welche schon im Frieden in Armeekorps und Divisionen abgetheilt sind und nicht erst bei ausbrechendem Krieg diese Heeresabtheilungen organisiren müssen. Ein Jeder kennt da seine Stelle und bleibt im Frieden in der Übung dessen, was er im Krieg, wenn auch nach größerem Maßstab, zu thun hat. Jeder kennt den Andern, d. h. die Befehlenden ihre Untergebenen, diese kennen, achten und lieben Die, von denen sie Befehle empfangen. Auch hier winden sich moralische Bande um das Ganze, und schützen es vor Auflösung. Obgleich wir sehr wenig über Divisionsäre und Brigadiers gesagt haben, so ist es für unsern Zweck genügend anzudeuten, und in den wenigen Worten findet sich alles, was wir verlangen, und was lange vor uns verlangt worden ist. Noch das alleinige Wort ließe sich zufügen: dem wahren *juste-milieu* treu zu bleiben, keinen zum Divisionsär nach dem strengen *Avancement*, noch den Günstling zu dem zu befördern, wozu er nicht taugt.

Der Obrist oder Regiments-Chef.

Diejenige Armee, welche gute Regiments-Chefs hat, wird unfehlbar selbst gut sein, denn sie sind neben dem kommandirenden General die Seele einer Armee. Wir wollen versuchen, das Bild eines Obristen zu entwerfen, wie uns dasselbe als Ideal vor der Seele schwebt. Er

sei ein Mann zwischen dreißig und fünf und vierzig Jahren. Wird er früher zu dieser Stelle befördert, so fehlt ihm in der Regel Erfahrung und Festigkeit des Charakters, gelangt er später dazu, so kann ihm nach einiger Zeit schon physische Kraft und Beharrlichkeit abgehen, vorzüglich aber wird er bald das Alter erreichen, wo die Hoffnung zu fernerm Avancement schwindet. Diese Hoffnung aber ist und bleibt ein wirksames Reizmittel zur Thätigkeit, es ist, wenigstens im Frieden, das, was den Officier der Unthätigkeit entreiszt, der er sich nur zu gerne hinzugeben pflegt. Hier hören wir die Moralisten laut aufschreien: ist Ehre, Ruhm, Pflicht, Treue, Vaterlandsliebe nichts? Allerdings! Aber greift in euren Busen und fragt euch selbst, wie viel oder wie wenig der Gedanke an euch und euer Glück bei euren Thaten mitgewirkt hat. Nicht wie der Mensch sein sollte, wie er ist, wollen wir ihn darstellen. Der Obrist sei groß und wohlgebaut, sein Aeußeres voll Anstand, Würde und Ehrfurcht gebietend, sein Auge scharf, seine Stimme klar und durchdringend, sein Benehmen ernst, aber wohlwollend. Gerechtigkeit sei sein Wahrspruch, er halte streng darauf, daß Jeder ohne Ansehen der Person seine Pflicht thue. Sein Gefühl sei das eines Vaters, der überall hilft, wo Hülfe nöthig ist; dagegen sei er unerbittlich und ohne Mitleid gegen alle Die, welche aus bösem Willen, oder aus Hang zur Unordnung, oder gar zu Lastern den Befehlen entgegen handeln. Sein eifrigstes Bestreben sei, das ihm anvertraute Regiment in seiner Individualität genau kennen zu lernen, damit er Jeden gebrauche nach seinen Kräften, und Jeden behandle nach seinem Verdienst. Er hüte sich, eigene Verwandte in seinem Regiment zu haben, sie bringen ihn immer in's Unrecht; ist er nicht hart und ungerecht gegen sie, so wird er des Nepotismus, der Parteilichkeit angeklagt. — Er habe nie Favoriten oder Schützlinge, denen er Vorzüge und Vortheile einräumt, die Andere nicht genießen. Darunter verstehen wir keineswegs, daß er ausgezeichnete Officiere nicht hervorziehen und sie seiner Person nähern soll; es ist im Gegentheil eine solche Auswahl, vorzüglich unter den jungen Officieren, die ihre militärische Erziehung noch zu vollenden haben, das sicherste Mittel, ein gebildetes, gesittetes, anständiges Officiercorps zu erlangen. Der kluge Mann, und das muß der Obrist sein, wird dieses Ziel zu erreichen wissen, ohne Eifersucht im Officiercorps zu erwecken. Er wird es verstehen, im Privatleben das, was er hier als Auszeichnung den Einzelnen spendet, nicht mit dem zu vermengen, was er im Dienst und öffentlichen Leben für Alle gleichmäßig zu thun schuldig ist. Ist er von

adeliger Geburt, so ziehe er talentvolle Bürgerliche in seine Umgebung; ist er nicht von Adel, dann zeichne er Adelige aus, die es verdienen. Dieses Benehmen wird ihm Achtung bei allen Billigdenkenden verschaffen, wenn auch gewisse Leute über ihn schimpfen, im Fall er ihnen angehört, aber so vernünftig ist, ihre verzogenen, unwissenden, verzärtelten Knaben in seinem Regiment nicht zu mögen.

Das Korps der Unterofficiere sei seiner ganz besondern Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet. Ist sein Regiment nicht gar zu stark, so muß er sich bestreben, alle Unterofficiere kennen zu lernen, über ihre Ernennung das wachsamste Auge zu haben, ihnen durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den Dienst angenehm zu machen, sie demselben zu erhalten und bei ihrem Austritt aus dem Militär für ihre Versorgung möglichst bedacht zu sein. Neben diesem väterlichen Benehmen sei er aber streng gegen die Unterofficiere, dulde nicht, daß man ihnen Dienstmachlässigkeiten hingehen lasse, oder sie zu sehr von ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit überzeuge, wie dies nur gar zu gern von Officieren zu geschehen pflegt, die zwar Verstand mit Ehrgefühl verbinden, aber der Klugheit und Erfahrung ermangeln. Gegen den Soldaten sei er stets freundlich und rede oft mit demselben in der diesem verständlichen Sprache; er besürchte ja nicht, sich dadurch etwas zu vergeben; denn wer wahre Würde hat, läuft nicht Gefahr, sie so leichten Kaufes zu verlieren. Für das materielle Wohl der Soldaten, daß sie gut wohnen, gekleidet und genährt seien, Sorge er eben so, wie für ihre Uebungen. Daß der Obrist alles wisse und erfahre, was in seinem Regiment vorgeht, ist sehr nöthig, weil er nur dann das Gute wahrhaft befördern und dem Bösen in Zeiten begegnen kann; nur hüte er sich wohl, ein solches Wissen nicht auf dem Wege des Kundschaftens zu erlangen. Wir wollen uns über diesen Punkt, den wir für sehr wichtig halten, deutlicher erklären. Was man nicht sieht oder hört, kann man nicht wissen, wenn ein Dritter es uns nicht sagt. Da nun der Obrist unmöglich Alle selbst hören und sehen kann, so muß er sich erzählen lassen; er muß selbst unvermerkt ausfragen, heute den X., morgen den Y.; heute einen Soldaten; morgen einen Stabsofficier. Dies ist unvermeidlich, ob es gleich für Den mühsam ist, der selbst nicht gerne spricht oder fragt. Das ist es aber nicht; was wir unter Kundschaften verstehen, es ist vielmehr eine geheime Polizei im Regiment, vor welcher wir den Chef warnen, und zwar um seiner selbst willen und aus Rücksicht gegen Andere. Welche sind in einem Regiment die Spione? Entweder Officiere oder Unter-

officiere. Sind es Officiere, die sich dazu gebrauchen lassen, so sind dies eo ipso verächtliche, niederträchtige Menschen, unwerth, das ehrenvolle Kleid des Kriegers zu tragen. Was läßt sich aber von eheulosen Menschen erwarten? Lüge statt Wahrheit, Verläumdung statt treuer Darstellung, Uebertreibung und Verdrehung, wo eigener Vorthell, Haß, Neid, Zuneigung mit im Spiele ist. Ist der Spion ein Unterofficier, so ist neben den eben genannten Nachtheilen noch der zu befürchten, daß solche Spione sehr lästige Untergebene werden, voller Ansprüche, die gefährlich werden, sobald sie ihre hochgespannten Präentionen nicht erfüllt sehen.

Was hat der Obrist, so wie überhaupt Jeder in ähnlichen Verhältnissen von den Spionen? Er erfährt, wie und was diese wollen, und erfährt nicht, was sie nicht wollen. Er glaubt der Verläumdung und mißtraut der Wahrheit; er geräth in die Hände der Bösen, die ihn so umgarnen, daß er zuletzt ihr Werkzeug wird. Er zieht sich von denen, die es redlich meinen, zurück, weil er glaubt, ihnen mißtrauen zu müssen; denn diese sind es nie, die sich an den Machtthaber Herandrängen, ihn mit Schmeicheleien und Intriguen umgeben. Wer Rede und That auf Wahrheit baut, verachtet die Schmeichelei auch dann, wenn er weiß, daß sie ihm mehr als die Wahrheit hilft. Er endigt damit, daß er überall Gespenster sieht, denn das ist die plumpe Taktik der Spione, daß sie durch ewiges Einschüchtern Andere verdächtig und sich selbst unentbehrlich machen. Diesem beklagenswerthen Zustand entgeht der Chef, wenn er von der unredlichen Bahn wegbleibt und die gerade wandelt.

Neben allen diesen Eigenschaften des Geistes und des Charakters muß aber der Obrist auch mancherlei auf das materielle Wohl seines Regiments hinführende Kenntnisse haben; man nennt das in der Kunstsprache: er muß ein guter Administrator sein. Dazu gehört zuerst der feste Wille, für den Staat zu sparen, ohne daß das Interesse der Untergebenen und der Glanz des Regiments darunter leidet. Nie darf er, was man leider so oft erlebt, diesen Glanz auf Kosten der wenigen Groschen erkaufen, die dem armen Soldaten nach Abzug seiner Menagegelder in der Tasche bleiben. Um alle materiellen Interessen seines Regiments gründlich zu wahren, muß er von allen Metiers, die beim Soldaten arbeiten, so viel inne haben, daß er beurtheilen kann, was gut, was schlecht ist. Er soll sparsam für den Staat und nie freigebig auf dessen Kosten sein. Ist er reich, hat er das Vermögen und

den Willen, Geld für sein Regiment zu verwenden, so sei er dabei vor-
sichtig in der Wahl der Mittel, durch welche er dieses Ziel erreicht;
seine Freigebigkeit sei nützlich und edel, indem er z. B. einem Officier,
der unverschuldet in Verlegenheit gerathen, aus der Noth hilft, einem
in Armuth gerathenen Unterofficier oder Soldaten, der eine zahlreiche
Familie hat, beisteht, überhaupt in solchen Fällen, wo wahre Wohlthä-
tigkeit seine Handlungen leitet. Dadurch wird er sich ein bleibendes
Verdienst erwerben, nicht aber durch Gastmähler, wo der Champagner
fließt. Diese Art, sich beliebt zu machen, ist nicht auf Alle wirksam,
und nur von so langer Dauer, als der Schaum auf dem Champagner-
Glase steht.

Hat der Obrist auf diese Weise im Frieden gelebt und gehandelt,
dann ist er im Krieg ein geborgener Mann, denn er wird geliebt und
gefürchtet zugleich sein, wohlverstanden, wenn er im Felde an Gerech-
tigkeit und Sorgfalt nicht nachläßt, und vor Allem tapfer ist; denn auf
diesem Punkt versteht der Soldat keinen Späß, er verlangt es von sei-
nen Vorgesetzten, und wehe denen, die hier schwach sind; der Spott der
Soldaten wird sie unfehlbar erreichen. Am Tage der Schlacht sei der
Obrist wie Gott Mars; er schmücke sich, wenn dies die Umstände er-
lauden, wie zum Feste, reite sein bestes Pferd u. Damit wird er im-
poniren und einen ungeheuren Effect bei seinen Soldaten hervorbringen,
weil diese sehen, daß er mit Vergnügen, nicht allein aus Pflicht, oder
gar aus Zwang in die Schlacht geht. Man wird ihn bewundern; Be-
wunderung aber erzeugt Nachahmung und erweckt zu hohen Thaten.

Der Stabsofficier als Bataillons-Chef.

Hat man gute Hauptleute, so wird man unter diesen auch gute
Stabsofficier zu Kommandanten der taktischen Unterabtheilungen eines
Regiments finden; obgleich wir weit entfernt sind, zu glauben, daß ein
guter Hauptmann auch ein guter Stabsofficier sein müsse. Daher wol-
len wir unter der Zahl der guten Hauptleute einen finden, der vorerst
noch die physische Kraft und Gewandtheit besitzt, um zu Pferd und zu
Fuß sein Bataillon oder seine Escadron zu kommandiren und der über-
all zu sein vermag, wo es seine Thätigkeit erfordert. Er muß mathe-
matische und taktische Kenntnisse gründlich inne haben, damit er nicht
nur auf dem Exercierplatz, sondern auch an der Tafel seinen Officieren
das Regiment wissenschaftlich erklären kann. Er muß ein Netter sein,

denn ohne diese Kunst spielt er auch bei der Infanterie eine traurige Rolle auf dem Exercierplatz, im Krieg aber kann er ohne dies durchaus seine Stelle nicht ausfüllen. Bei der Kavallerie oder Artillerie ist ihm diese Kunst um so nöthiger, weil er da, wenn auch nicht selbst unterrichten, doch den Unterricht leiten und beaufsichtigen muß.

Da jeder Stabsofficier darnach trachtet, einstens Regimentschef zu werden, so muß er auch darnach streben, sich die Eigenschaften eines solchen anzueignen, sonst wird er übergangen oder es wird ein schlechter Obrist aus ihm. Weiter unten werden wir auf diesen Gegenstand des Avancements zurückkommen. Bei der Wahl der Hauptleute zu Stabsofficieren sollte man ganz besonders vorsichtig sein und keine Rücksichten, sondern allein den Dienst vor Augen haben, damit keiner Major werde, der nicht auch dereinst Obrist werden kann. Es ist gar übel, wenn man einen Obristleutnant übergehen muß, ihn nicht zum Regimentschef machen kann. Wie verliert ein solcher Officier an der Achtung, die ihm so nöthig zum Befehlen ist! Auf dieser Wahl zum Major beruht Alles. Ist diese gut ausgefallen, hat man einen tüchtigen Bataillonschef gefunden, und erhält man diesen in steter Thätigkeit, damit er nicht faul und träge werde, was besonders im Frieden vorzüglich bei verheiratheten Officieren nur zu leicht geschieht, so kann es sich nur äußerst selten ereignen, daß ein solcher Stabsofficier nicht auch ein guter Regimentschef sein wird, es sei denn, daß Alter und Körperchwäche ihn untauglich machen, in welchem Fall er auch zum Bataillonschef nicht taugt. Vor Allem hüte man sich, den Wirkungskreis des Bataillonschefs allzu sehr zu beschränken, ihn in Allem nur als den Vollzieher der Befehle des Obristen zu betrachten. Dadurch verliert er Selbstständigkeit und das Vermögen zu denken und auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln; mit einem Wort, er wird zur Maschine. Man lasse ihm seinen Theil an der Disciplin und Instruction seines Bataillons und an der Verwaltung des Regiments.

Der Hauptmann.

Wäre es möglich, zweierlei Stufenleitern des Avancements zu haben, so wünschten wir eine, die mit dem Hauptmann endigt; so sehr sind wir überzeugt, daß alle Hauptleute, wenn sie noch einigermaßen fortkommen, im Frieden wie im Kriege die besten Werkzeuge sind, durch die ein gutes Regiment gebildet und erhalten wird. Gibt man im Krieg

jedem Hauptmann der Infanterie ein Pferd, so können in der Regel Männer bis zum sechzigsten Jahre Feldzüge mitmachen; bei der Kavallerie und Artillerie kann man dieses Alter ohnehin für Hauptleute, nicht aber für Stabsofficiere annehmen. Wir sehen in dem Hauptmann einen Vater, in der Compagnie seine Familie, in welcher der Feldwebel die Rolle der Mutter übernimmt. Als Vater muß der Hauptmann jedes Individuum seiner Compagnie genau kennen (natürlich ist dies im Frieden, bei dem in vielen Staaten üblich gewordenen Beurtheilungs-System, unmöglich). Nur die Kenntniß eines Menschen läßt eine durchaus gerechte Behandlung desselben zu. In seiner Sphäre muß der Hauptmann gleich dem Obristen sein Benehmen gegen seine Compagnie auf Gerechtigkeit gründen. Er darf sich nicht damit begnügen, diese auf dem Parade- oder Exercierplatz zu sehen, er muß zu allen Zeiten des Tags und des Abends in der Kaserne erscheinen, muß mit Allen reden, sich nach Allem erkundigen, der Mannschaft in Allem, was ihren Dienst betrifft, Unterricht ertheilen, sie über das, was sie in der Regimentschule gelernt, befragen, sich um den Haushalt Derer bekümmern, die nachlässig, leichtsinnig und lieberlich sind; endlich muß er die Führung der Menage beachten, ob die Rechnung gewissenhaft geführt, ob gut gekocht, mit einem Wort, ob der Soldat für sein Geld möglichst wohlfeil und gut genährt werde. Er muß es genau controlliren, daß aus den Magazinen nur gute Kleidungsstücke geliefert werden, und jede vorfallende Unregelmäßigkeit melden. Der Wahl guter Individuen zu Unterofficieren, und deren Beförderung von einem Grad zum andern muß er die größte Aufmerksamkeit schenken. Hauptsächlich von ihm hängt es ab, wie diese wichtige Klasse des Soldatenstandes organisirt ist. Wenn er von falschen Grundsätzen nicht verblendet, die richtigen Wahlen trifft, und an der steten Ausbildung seiner Untergebenen arbeitet, ihre Schritte bewacht, um ihren Lebenswandel sich bekümmert, die Ausschweifenden ermahnt und mit Umsicht bestraft; dann hat er als Vater gegen seine Compagnie gehandelt, und das Regiment, welches solche Hauptleute hat, wird ein glückliches genannt werden können. Auch den Officieren seiner Compagnie, vorzüglich den jüngeren, muß er ein Vater sein. Nicht genug, daß er ihnen den Dienst praktisch lehrt und sie zu dessen pünktlicher Ausübung anhält, auch ihr sittliches Leben, ihre Beschäftigung, ihren geselligen Umgang, ihr wissenschaftliches Fortschreiten muß er beobachten, zur rechten Zeit ermahnen, warnen und selbst strafen, oder es dem Bataillonschef melden, wenn ein junger Officier durch die ihn

selbst zu Gebote stehenden Mittel vom Wege des Verderbens nicht abzubringen ist. Im Krieg soll er der tapferste seiner Compagnie, überall der erste beim Angriff, der letzte beim Rückzug sein. Hier erscheint das Einflußreiche, das Wichtige seiner Stellung erst recht klar, weil es viel von ihm abhängt, ob seine Compagnie tapfer, ausdauernd, gehorsam, gesund und stets stark unter den Waffen auftritt. Zu allen diesen Umständen kann der Hauptmann durch Beispiel, Lehre, Aufmerksamkeit und gute Zucht sehr viel beitragen.

Um diesen so schwer scheinenden Zweck zu erreichen, bedarf es Ehre, Liebe, Beharrlichkeit. Ehre, weil ohne sie nichts Erhabenes, Edles erreicht werden kann; denn beim Kriegerstand vertritt Ehre die Stelle des Goldes; Liebe zu seinem Stand, denn ohne sie ist der Soldat ein Mietling, und Liebe zu seiner Compagnie, weil Liebe Gegenliebe erzeugt, Gegenliebe aber den Vorgesetzten weiter bringt, als Furcht, welche ein allerdings nicht ganz zu entbehrendes Mittel ist, das aber mit Klugheit, d. h. zur rechten Zeit angewendet werden muß. Endlich Beharrlichkeit; wer dieser ermangelt, bringt nichts Rechtes zu Stande. Am wenigsten kann der Soldat dieser Tugend entbehren, da Ausdauer in Gefahr und Entbehrung nichts als die Frucht eines festen Willens, folglich Beharrlichkeit ist. Was wir dem Hauptmann für den Frieden empfehlen, Sorgfalt für das häusliche Wohl seiner Compagnie, gilt noch in höherem Grade für den Krieg. Hier muß er Freud und Leid, Ueberfluß und Mangel mit seiner Compagnie theilen; er wird dies nie zu bereuen haben!

Der Unterofficier.

Dieser wichtige Theil eines jeden militärischen Körpers nöthigt uns, bevor wir unsere Ansichten über denselben kund thun, einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Es ist ein irriger, durch Erfahrung widerlegter Glaube, daß ein umfassendes Conscriptioensverfahren, das keine Ausnahmen zuläßt, auch viele zu Unterofficieren brauchbare Subjecte liefern müsse. Dies ist keineswegs der Fall, wenigstens bei der jetzt beinahe allgemein gewordenen kurzen Dienstzeit. Da, wo Stellvertretung gestattet ist, macht der Jüngling aus den gebildeten Ständen, wenn er es irgend zu leisten vermag, einen solchen Vertrag. Da, wo dieses nicht Statt findet, dient er als Freiwilliger ein Jahr und tritt dann aus der Linie. Kann er beides

nicht ausführen, so bleibt er nur die gesetzlich vorgeschriebene Zeit von 1 bis 3 Jahren im Dienst. Wird ein solcher, obgleich noch Rekrute, gezwungen, Unterofficier zu werden, so ist er es entweder mit Widerwillen, oder doch mit Gleichgültigkeit; es ist nicht der Beruf seines Lebens, abgesehen davon, daß er als halber Knabe wenig Respekt einflößen und zur Erhaltung der Disciplin wenig beitragen wird.

Nimmt man nun an, daß von der Klasse der wirklich gebildeten und gut erzogenen Jünglinge so gut als keiner Unterofficier wird, was bleibt da dem Regimentschef für eine Wahl?

Er fällt auf Diejenigen, welche einen oberflächlichen Anstrich von Bildung erhalten haben, als da sind: verunglückte Studenten oder Schullehrercandidaten, Handelsdiener, Handwerksgefallen aus den Städten, ungerathene Söhne vermöglicher Eltern etc. Oder der Chef wählt die Unterofficiere aus denen, die als Stellvertreter oder freiwillig im Dienst bleiben und eine zweite Kapitulation eingegangen haben.

Die erste Art, sich Unterofficiere zu verschaffen, ist leider an manchen Orten, ihrer Bequemlichkeit halber, sehr beliebt. Man bekämpft die Warnungen der Erfahrung und eines reiflicheren Ueberlegens mit dem Scheingrund, daß man junge, ehrliebende, unterrichtete, leicht anzulehnende, gewandte Unterofficiere erhalte; während man im Gegentheil in ihren Sitten verborbene, dem Luxus und der Ausschweifung ergebene, auf ihr halbes Wissen eingebilbete, daher mit ihrer Stellung unzufriedene, auf den Soldaten übel einwirkende Unterofficiere haben wird. Aus solchen Quellen sind die Militärrevolutionen entstanden, die in der neuesten Zeit, zur Schande der stehenden Heere, nur zu häufig waren, den Staaten nur mit Umwälzung drohten, und den Nationen unabsehbares Unglück bereiteten. Was hat der erbärmliche Garcia für Elend über sein Vaterland gebracht!

Die andere oben benannte Art, Unterofficiere zu rekrutiren, besteht darin, sie aus der Masse des Volks zu wählen, sie für ihren Stand in Regimentschulen auszubilden (wo denn aber auch eine Verbildung nicht Statt finden darf), sie als Unterofficiere gut und anständig zu behandeln, nicht mit Dienst und Exerciren zu erdrücken, ihnen die Aussicht auf Versorgung durch Anstellung im ungelehrten Civildienst zu eröffnen; endlich, wo Stellvertretung gesetzlich ist, ihnen vorzugsweise Einstände zu verschaffen. Wenn zu diesen Vortheilen noch die Aussicht eröffnet ist, daß für die sich im Krieg durch Tapferkeit, im Frieden durch

Diensteifer und sittliches Betragen vorzüglich auszeichnenden Unterofficiere eine gewisse Zahl Unterleutenantsstellen offen stehen, so wird es an Subjecten zu guten, zuverlässigen Unterofficieren nicht fehlen, so wie dieselben unseren Grundsätzen nach sein sollen. Man muß wissen, was man will, und daran fest halten, nicht von Allem etwas und nichts recht thun, nicht heute einen härtigen Soldaten, morgen einen vorlauten Maulaffen zum Unterofficier machen. Solches Amalgama taugt nicht, es führt nicht zum Guten, nicht zu dem, wonach man strebt.

Der Unterofficier, wie wir ihn wünschen, soll sein: fromm, treu, gehorsam, ehrliebend, ohne Ehrgeiz nach höherem Standpunkt, moralisch, fleißig, lebhaft, ernst und streng.

Für den Feldwebel müssen wir noch ein besonderes Bild entwerfen. Zwischen dem Officier und der Mannschaft ist eine Scheidelinie gezogen, welche selbst der Gleichheitsinn der französischen Revolution nie total verwischen konnte; diese verhindert den Officier, so ganz in das Leben des Soldaten einzudringen, sein häusliches Betragen und Benehmen zu beobachten und zu leiten; folglich muß auf ihn in vertraulichem Umgang durch Sprache und Unterredung zu wirken. Dieses ist die wichtige Aufgabe der Unterofficiere und vorzüglich der Feldwebel, die wir deshalb als die zweitwichtigsten Personen in den Compagnieen betrachten. Nichts kann in diesen geschehen, was der Feldwebel nicht erfährt; alles Gute, so wie alles Ueble wird der Compagnie durch seine Vermittelung zu Theil. Darum soll der Feldwebel ein Mann sein in gesetzten Jahren, wo möglich verheirathet, ohne Ambition Officier zu werden, sondern einer Versorgung im Civil entgegensehend, gesund, thätig, unpartheißig, streng, tapfer und gestittet. Er soll den Dienst seiner Untergebenen, so wie seinen eigenen, genau kennen und darauf achten, daß jeder ihn thue. Wissenschaftlicher Bildung bedarf er nicht; aber er muß gut in der Feder, ein gewandter Rechner, ein guter Instructor auf dem Exercierplatz, und in allen Dienstbranchen so erfahren sein, daß er Unterofficiere und Soldaten in Allem unterrichten und mit ihnen den Unterricht wiederholen könne.